

Gottesferne, die tiefste Quelle unserer Not.

Daß ein schriller Riß durch die Menschheit geht, daß sie sich ächzend und stöhnend auf ihrem nächtlichen Lager wälzt, beständig nach neuen Morgenröten verlangt und ebenso oft, wenn der neue Tag gekommen, sich unbefriedigt von ihm abwendet, daß nichts ihre Sehnsucht stillen, nichts ihre Seelengründe ganz zu erfüllen, nichts ihr Heimwehgefühl in restlos beruhigendes Heimgefühl zu wandeln vermag — o, wir alle wissen es aus ureigenster, innerster Erfahrung, und wüßten wir es nicht, die heutige Lage würde es uns mit erschütternden Lauten in die Ohren schreien; denn selten wühlte so grenzenloses Unbefriedigtsein mit allem Irdisch-Habhaften, solch Abwenden von allen Diesseitserfolgen, solches Hinaussehnen über allen uns gegebenen Bestand nach mehr entsprechenden Weiten in den Seelen, als heute.

Wissen wir aber auch solchen Zwiespalt zu deuten, den Sinn solch sinnlosen Ringens zu fassen? Ist die trostlose politische Lage schuld? die wirtschaftliche Not? die Hemmung und Begrenztheit unsrer Entwicklung? die Herabstimmung aller unsrer Volkshoffnungen?

Auch das. Aber der krasse Zwiespalt klappte bereits in glücklicheren Tagen, verband sich mit jeder Lage und Zeit, schmerzte, wo immer sich menschliches Leben regte. Folgt daraus nicht, daß er mit dem Ganzen und den Urtiefen der Menschheit verknüpft ist? mit ihrer Gesamtlage?

Aber was ist denn dieses die Gesamtlage der Menschheit, die Ausgeglichenheit so störende, atemanhaltende, qualbedeutende Etwas? Die tiefste Antwort gibt uns der Römerbrief: Die Menschheit schmachtet in der Gottesferne. Das ist letzter Urgrund unsrer Not.

In erster Linie trifft diese Gottesferne den noch unerlösten Menschen, aber auch der Erlöste seufzt noch unter ihrem Druck.

I.

„Gottes Zorn offenbart sich vom Himmel her über alle Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit der Menschen, die durch ihre Ungerechtigkeit die Wahrheit (Gottes) niederhalten“ (Röm. 1, 18).

„Gottes Zorn offenbart sich.“ Mit dieser Welt steht es also nicht allwegs gut. Etwas in ihr ist gestört; auf ihr lastet ein Bann und Fluch. Gott sprach zu ihr ein Nein, entzog ihr seine Huld! Sie wohnt in Nacht und Todes Schatten. Sonnenfinsternis brach über sie herein, so wards ihr bang, kalt; verstört geht sie einher, schaut angstvoll zum Himmel auf, der sich in unheimliches Drohen hüllt — Gottesferne!

Woher die Not? War doch nicht immer Sonnenfinsternis, gab es doch eine Zeit, in der Gott sein freudiges Ja zur Welt sprach. „Und Gott sah, daß es gut war“ (1 Mos. 1, 12). Schuf Gott die Völker doch aus Liebe und war ihnen anfangs auch in vollkommener Liebe zugetan. Was wandelte denn das kindliche Naheverhältnis in dieses Fernverhältnis um? „Gottes Zorn offenbart sich vom Himmel her über alle Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit der Menschen, die durch ihre Ungerechtigkeit die Wahrheit (Gottes) niederhalten“ (Röm. 1, 18).

Ein Neues drang in die Schöpfung ein, drängte sich zwischen Gott und die Welt, schürte Empörung, säte Zwietracht — so kam es, daß Gott wich und die Welt in Nacht und quälender Sehnsucht zurückließ.

Die Sünde war es, die Auflehnung gegen Gott, die das Band zerriß und Gott zwang, seinen Kindern zu groffen und sie von der Schwelle seines Vaterhauses in die Ferne zu verstoßen.

Man denke nicht, nur von den Heidenvölkern, die Gott nicht anerkennen und sich an seiner Statt Gözen wählten, sei dies gesagt; auch den gottgläubigen Juden gilt's genau wie jenen: „Wir haben vorhin dargetan, daß Juden und Heiden alle unter der Herrschaft der Sünde stehen. In der Schrift heißt es: Keiner ist gerecht, auch nicht einer, keiner ist verständig, und keiner fragt nach Gott. Alle sind auf falscher Bahn, allzumal verdorben, keiner tut, was recht ist, auch nicht ein einziger“ (Röm. 3, 9—12).

Und nicht nur diese; alle Völker, ob ungläubig, götgengläubig oder gottesgläubig, soweit sie sich im unerlösten Zustande befinden, sind aus dem rechten Verhältnis zu Gott herausgekommen, stehen unter seiner Abgewandtheit, seinem Zorn. Juden trifft es genau wie Heiden, uns Heutige nicht weniger als die Völker zur Zeit des Paulus.

Und diese Abgewandtheit Gottes von der Menschheit, dieser sein Zorn offenbart sich. Wir sehen und fühlen es zu gut, daß etwas nicht in Ordnung ist. Nach Glück dürstet die Welt, und ach, sie findet nur Ungenügen; nach sittlicher Größe verlangt sie und sinkt immer tiefer in die Sünde. Nach Wahrheitslicht schaut sie aus, und dunkle Nacht umfängt sie. Auf Gerechtigkeit ist sie eingestellt, und Ströme des Unrechts und der Vergewaltigung dringen auf sie ein. Das edle Menschentum möchte sie aus sich herausbilden, und die Oberherrschaft der Triebe schlingt sie in unentwirrbare Nege; nach Größe und Höhe geht ihr Ruf, und unerreichbar, den Sternen gleich, liegen beide über ihrem Haupte.

Wären wenigstens die höheren Mächte ihr hold! Aber ach, sie gerade kehren sich in ihre Gegner: Das Unglück zerschlägt, was der Mensch erbaut, feindselige Mißgeschicke verrammeln ihm die Wege zum Erfolg, die Sorge zernagt all seine Freude, die Leidenschaft vergiftet sein bestes Streben, das Siechtum zerstört seine Kräfte, und finstere Todesgewalten machen jeglichen Bemühungen ein Ende. Was ist das Menschen- und Völkerleben anderes als ein beständiges Auf und Nieder, ein Loderndes Begehren und ein nie gewährtes Erfüllen, ein erwartungsvolles Hoffen und ein jäh enttäuschendes Erwachen, ein kraftvolles Sichemporringen und ein ebenso oft erfolgendes Stürzen zur Tiefe, das unaufhörliche Wälzen eines Steines zum Bergesgipfel hinauf, der immer wieder den Händen entgleitet und zum Abgrund rollt!

Doch der Kampf mit Sorge, Siechtum und Tod, das vergebliche Ringen um edle Menschheit und Größe — das alles macht noch nicht unsre schwerste Noth aus; diese liegt vielmehr noch weit tiefer. In die Welt der Erscheinungen und des Trieblebens verstrickt, fühlt der Mensch es doch heraus, daß darin nicht sein Letztes liegt, daß er in einem höher Gelegenen beheimatet ist, in einem, das hinter allen Erscheinungen liegt, in einem Reich, das allem Wandel des Fleisches entrückt, das ein Reich der allseitigsten, lautersten Vollendung, der erhabensten persönlichen Entfaltung und des ewigen Bestandes ist, mit andern

Worten, in dem Reiche eines ewigen, über alle Vergänglichkeit und Sichtbarkeit, über Raum und Zeit erhabenen, unendlich vollkommenen Gottes.

Darum auch brennt er darauf mit seinem aufs Letzte gehenden Drang, alle Sichtbarkeit durchbrechend, an das Ende aller Dinge, von aller Beschränktheit zur Unbeschränktheit, von der Welt zu Gott zu gelangen. Ihn zu erfassen, mit ihm eins zu werden — davon verheißt er sich letzte Größe und Ruhe.

Mit vollem Recht! Aber, glückt es ihm, seinen Gott an sich zu ziehen oder selbst ihn ganz zu umfassen? Da, gerade da wird die Menschheit sich ihrer tiefsten Ohnmacht erst recht bewußt.

Weder gelingt es mit dem Erkennen, so tief in Gott einzudringen, wie der heiße Drang es begehrt, noch auch sich so eins mit ihm zu fühlen oder durch sittliches Ringen wenigstens so Gottes Wohlgefallen zu suchen, sich Gott so wohlgefällig zu machen, wie man möchte. Nach allen Seiten hin führt der Weg nie ans erstrebte Ende, sondern stellt an Abgründe, die uns in weiter Ferne von Gott getrennt halten. Gott läßt sich in unser menschliches Netzwerk nicht einfangen, und entmutigt möchte die Seele von allem Haschen nach Gott ablassen — und das ist es, was heute im Grunde ihre tiefste Not ausmacht.

Doch worin hat solche unüberbrückbare Kluft zwischen Menschheit und Gott ihren Grund?

Nur in der geschöpflichen Beschränktheit der Menschen? In dem naturgegebenen Abstand zwischen Gott und der Menschheit, wie manche meinen? Der ist gewiß groß, sogar unendlich; ist doch Gott das Sein in sich und aus sich selbst, damit ursprüngliches, ewiges, unendlich vollkommenes, der Mensch dagegen nur geliehenes, von Gottes Hand gehaltenes, allseits eng bemessenes, hinfälliges Sein. Gott fällt aus dem Rahmen alles Sichtbaren, das wir mit Augen sehen und mit den Händen tasten, völlig heraus. Er nimmt eine Sonderstellung ein und ist ein ganz anderes Wesen, das allen übrigen unendlich überlegen ist. Darum ist keine noch so hohe Entwicklung des Menschen imstande, den Abgrund zwischen uns und Gott auszufüllen und uns Gott an die Seite zu stellen. Unendlich tief bleibt der Mensch, mag er auch seine letzten Höhen erstiegen haben, unter Gott zurück.

Aus diesem unüberbrückbaren Seinsunterschiede nun, wie manche es tun, eine völlige seelische Unnahbarkeit folgern zu wollen, hieße allerdings zu weit gehen. Mag auch unser Sein nie Gottes Sein gleich werden, unserem Erkennen und Wollen sind doch Leitern gegeben, die, den Abgrund überbrückend, an ihn heranreichen. „Was von Gott erkennbar ist,“ meint auch Paulus, „das ist ihnen wohlbekannt; Gott hat es unter ihnen kundgetan. Denn das Unsichtbare an ihm schaut der denkende Verstand seit Erschaffung der Welt in seinen Werken: seine ewige Macht und Gottheit. So sind sie nicht zu entschuldigen“ (Röm. 1, 19 20). Wohl sind es nur analoge Begriffe, die wir uns von Gott bilden; wohl geben sie uns auch kein erschöpfendes Bild Gottes; trotzdem, was sie von Gott aussagen, bietet sichere Wahrheit.

Wie mit unsern Begriffen, ist es auch mit unserem Sehnen und unserer Liebe zu Gott; auch sie reichen an ihn heran. Und wie mit unsern Begriffen und unserer Liebe, so ist es auch mit unserem Ringen um Gottverähnlichung bestellt; auch dieses erreicht Höhen, die in der Richtung zu Gott hinaufführen.

So wahr das ist, so unwiderleglich steht aber auch fest, daß unser Gott-erfassenwollen nach allen drei Seiten hin weit unter unserem Sehnen zurückbleibt, daß unsere rein naturgegebene Geschöpflichkeit und Beschränktheit uns zur schmerzlichen Gottesferne verurtheilt, und daß diese für uns eine unaufhörlich fließende Quelle qualvollen Nügens und verzweiflungsvollen Sehnsens bildet.

Doch diese mit der beschränkten Natur von selbst gegebene macht noch nicht die eigentliche Gottesferne aus. Wäre nur sie da, so würde sie uns wohl schmerzen und drücken; nie aber könnte sie einen Vorwurf, ein Schuld- und Angstgefühl in uns hervorrufen, da sie doch nur aus der schuldlosen Naturanlage erfolgte. Sie gliche dem Heimweh des Kindes, das schuldlos vom Vaterhause ferngehalten wird.

Unserer Gottesferne mischen sich aber andere Züge bei: wir haben Furcht vor Gott, hängen vor seinem Gericht, zittern vor seiner Strafe, suchen durch Opfer, sittliche und asketische Anstrengungen ihn zu beschwichtigen: eine Eigenart, die durch alle Religionen der Welt geht. Unwillkürlich fühlen wir es also heraus: Die Gottesferne, in der wir Menschen jetzt schmachten, ist nicht nur naturhafter, sie ist sittlicher Art; sie ist nicht mit dem einfachen Geschaffensein gegeben, sondern durch Verschuldung geworden. Sie ist nicht nur Gottesferne des Abstandes, sondern der Ungerechtigkeit und des Zornes.

Gott, der Ewige, zürnt der Welt; das ist die letzte Erklärung des Rätsels, warum doch diese Welt so ganz anders geartet ist, als sie sein sollte.

Weil die Menschheit gegen Gott frevelte, zog Gott sich von ihr erzürnt zurück.

Darum fühlt sie Gott so fern, darum verfiel sie in Ohnmacht, darum geriet sie in Unordnung und solche Verwahrlosung. „Obwohl sie nämlich Gott erkannten, haben sie ihn nicht als Gott geehrt und gepriesen. Vielmehr verfielen sie mit ihren Gedanken auf Nichtigkeiten, und ihr unverständiges Herz verfinsterte sich. Sie wollten weise sein und sind Toren geworden. Sie vertauschten die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes mit Abbildern von vergänglichen Menschen, von Vögeln und von vierfüßigen und kriechenden Thieren“ (Röm. 1, 21–23).

Furchtbar waren die Folgen: „Darum gab sie Gott durch die Gelüste ihres Herzens der Unlauterkeit preis, so daß sie sich gegenseitig schändeten, sie, die den wahren Gott mit falschen Götzen vertauschten und Geschöpfe verehrten und anbeteten anstatt des Schöpfers, der da hochgelobt ist in Ewigkeit. Amen. — Deshalb gab sie Gott schmachvollen Leidenschaften preis. Ihre Weiber verkehrten den natürlichen Verkehr in den widernatürlichen. Ebenso gaben die Männer den natürlichen Verkehr mit dem Weibe auf und entbrannten in ihrer wilden Eier zueinander; ja, Männer trieben miteinander Schamloses und empfangen so die verdiente Strafe für ihre Verirrung an sich selber. Weil sie es verschmähten, Gott anzuerkennen, überließ sie Gott ihrer verworfenen Gesinnung, so daß sie taten, was sich nicht geziemt, voll von lauter Ungerechtigkeit, Bosheit (Unzucht), Habsucht, Verkommenheit, voll Neid, Mordlust, Streitsucht, Arglist und Lücke. Sie sind Ehrenbläser, Verleumder, Gotteshasser, Spötter, Verächter, Prahler; erfinderisch im Bösen, unbotmäßig gegen die Eltern, unverständig, treulos, herzlos, erbarmungslos. Sie kennen wohl die Sägung Gottes, wonach die, die solches treiben, den Tod verdienen;

aber dennoch verüben sie es nicht nur selbst, sondern spenden auch noch denen Beifall, die es verüben“ (Röm. 1, 24—32).

Von seiner Zeit redet Paulus zunächst, und erschütternd ist das Bild, das er von ihr entwirft. Aber ist es nicht auch ein Bild unserer Zeit? Ist nicht auch diese wieder voll Ungerechtigkeit, Bosheit, Habsucht, Verkommenheit, Mordlust, Streitsucht? Kann man nicht auch leider unserem Geschlecht das Urtheil sprechen: Ohrenbläser, Verleumder, Gotteshasser, Spötter, Prahler, Verächter; erfinderisch im Bösen, unbotmäßig gegen die Eltern, unverständlich, treulos, herzlos, erbarmungslos? (1, 30—31). Ja, tritt nicht auch bei uns das Allergreulichste der Verkommenheit, das Laster widernatürlicher Unsitte auf? Und was noch schlimmer ist, verlangt man nicht dafür sogar Freiheit und öffentliche Berechtigung?

Man erhebt schreiende Klage über solch entsetzlichen Tiefstand, in dem die Völker von heute sich befinden; man sinnt auf Abhilfe, forscht nach der Ursache, glaubt sie in der Unterernährung und Nervenschwäche, in mangelnder Bildung zu erblicken. Ach, alles nur an der Oberfläche gesehen. Letzte Ursache ist die Abwendung Gottes und seiner höheren Kräfte von uns, die Gottesferne. Seine höheren Einflüsse, mit andern Worten: seine Gnaden waren es, die ursprünglich die Triebe der Menschen bändigten, die Leidenschaften dämpften, die Ausbrüche der sündigen Begierden zurückhielten. Da aber die Menschheit sich gleichgültig von Gott abwandte, auf eigenen Füßen zu stehen und mit ihrer Eigenkraft, mit Bildung und Kultur zur Höhe hinaufzuringen sich versprach, zog Gott seine übernatürlichen Hilfskräfte zurück, ließ die Welt ihren Gang gehen — und der führte in Sümpfe und Abgründe. „Obwohl sie nämlich Gott erkannten, haben sie ihn nicht als Gott geehrt und gepriesen. Vielmehr versielen sie mit ihren Gedanken auf Nichtigkeiten, und ihr unverständiges Herz verfinsterte sich. Sie wollten weise sein und sind Toren geworden... Darum gab sie Gott durch die Gelüste ihres Herzens der Unlauterkeit preis... Weil sie es verschmähten, Gott anzuerkennen, überließ sie Gott ihrer verworfenen Gesinnung, so daß sie taten, was sich nicht geziemt...“ (Röm. 1, 21 22 24 28—32).

Aus der verschuldeten Gleichgültigkeit gegen Gott erfolgt die Abwendung Gottes, aus dieser der Mangel an göttlicher Beihilfe; diese wiederum hat die Entfesselung aller Triebe zur Folge, und diese die Überhandnahme aller Laster. Daraus ergab sich dann wieder Leere und Nöde, Seelenqual und Verzweiflung.

Alle Besserungsversuche unserer Zustände haben sich darum auf die Überbrückung der Gottesferne zu richten. Die Einsichtigen fühlen es — daher der heute in vielen herzerreißender als je erwachte Schrei nach Gott.

II.

Noch wie läßt sich die Weite zwischen Gott und uns ausfüllen? Was macht uns wieder mit Gott eins? Durch natürlich-religiöse Mittel versuchen es die einen, durch künstliches Gotterleben, geheimnisvolles Gottschauern, gewaltsames Sicheinsfühlen mit Gott, mit menschlich-sittlichen die andern. Beide Wege sind von den Völkern — der erste von den Heiden, der zweite von den Juden — begangen worden; beide aber, weit entfernt, bei Gott zu münden, ließen den Abstand nur noch wachsen.

Die Heiden — ja sie gedachten durch rein natürliche, eigenwillig gepflegte religiöse Maßnahmen die Eintracht und Einheit mit den höheren Mächten zurückzugewinnen. Zu dem Zwecke erfannen sie Götterkulte ohne Zahl, geheimnisvolle Mysterien; versuchten sie durch heilige Räusche ihre Gottheiten in ekstatischer Weise zu erleben, und doch: „Gottes Zorn offenbart sich vom Himmel her über alle Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit der Menschen, die durch ihre Ungerechtigkeit die Wahrheit (Gottes) niederhalten.“ (Röm. 1, 18). Selbsttäuschung war ihr Unterfangen, nicht Gottesbesitz.

Den Weg sittlich-natürlicher Anstrengungen gingen die Juden. Welch herrliche Vorschriften enthielt nicht ihr Gesetz! Wie wußten sie es zu preisen und auszulegen! Welche Mühe gab sich wenigstens ein Großteil von ihnen, es auszuführen! Und doch, einer ihrer Besten, Paulus, selbst gesteht: „Das Gesetz ist, wie wir wissen, geistig; ich aber bin fleischlich, an die Sünde verkauft. Was ich tue, ist mir nicht klar; ich tue ja nicht, was ich will (das Gute), sondern vollbringe, was ich verabscheue (das Böse). Tue ich aber, was ich nicht will, so gebe ich damit zu, daß das Gesetz gut ist. Dann aber handle ich nicht mehr, sondern die Sünde, die in mir wohnt. Ich bin mir ja bewußt, daß in mir, das heißt in meinem Fleische, nicht etwas Gutes wohnt; das Wollen des Guten liegt mir, das Vollbringen aber nicht. Ich tue eben nicht, was ich will, das Gute, sondern tue, was ich nicht will, das Böse. Wenn ich aber tue, was ich nicht will, so handle ich nicht mehr, sondern die in mir herrschende Sünde. Ich gewahre also das Gesetz: Wenn ich das Gute tun will, so liegt mir das Böse nahe. Dem inneren Menschen nach habe ich zwar Freude am Gesetze Gottes; aber ich gewahre in meinen Gliedern ein anderes Gesetz, das dem Gesetze meines Geistes widerstreitet und mich gefangen hält unter dem Gesetze der Sünde, das in meinen Gliedern herrscht. Ich unglücklicher Mensch! Wer wird mich erlösen von diesem todbringenden Leibe?“ (Röm. 7, 14—24.)

Also weder eigenmächtig gewählte religiöse Künste, noch auf rein menschliche Kräfte beschränkte sittliche Anstrengungen sind imstande, die Gottesferne zu bannen; im Gegenteil, sie führen nur noch tiefer in sie hinein. Warum? Gott hat sich abgewandt, und so lange er abgewandt bleibt, ist alles Mühen, die Vereinigung mit ihm wiederherzustellen, fruchtlos. Er muß den Anfang machen; er muß den aufgehenden Sonnenglanz, sein Antlitz, wider über uns leuchten lassen. Solche Gunst läßt er sich aber weder durch menschlich-religiöse Übungen, noch durch rein natürlich-sittliche Anstrengungen abringen; denn ihr steht ein berechtigter Zorn entgegen, der auf einer überindividuellen Menschheitsschuld fußt, darum durch alle individuelle Leistungen nicht gehoben werden kann.

Auf der Menschheit lastet ein alter Fluch, der ihre Gesamtheit betrifft: „Durch einen Menschen ist die Sünde in die Welt gekommen und durch die Sünde der Tod, und so ist der Tod auf alle Menschen übergegangen, weil alle gesündigt haben“ (Röm. 5, 12).

Adams, des ersten Menschen und Stammvaters aller Menschen, Auflehnung gegen Gott war es letztlich, die Gott erzürnte und ihn von der gesamten Menschheit sich abwenden hieß.

Zur Herstellung der Gottesversöhnung tut als erstes die Lösung dieses Fluches und Abtragung dieser Schuld not. Da letztere nun von Adam, dem

die Gesamtheit unterworfen war, begangen wurde, kann sie auch nur durch einen, der die Gesamtheit vertritt und von Gott als Gesamtvertreter angenommen wird, gesühnt werden.

Dieser ist kein anderer als Jesus Christus. „Was nämlich das Gesetz nicht vermochte, weil es dem Fleische gegenüber machtlos war, das bewirkte Gott: er hat seinen Sohn in der Gestalt des sündigen Fleisches und um der Sünde willen gesandt und in seinem Fleische die Sünde verurteilt“ (Röm. 8, 3). „Wie also durch des einen Sündenfall über alle Menschen die Verdammnis kam, so kommt durch die gerechte Tat des einen über alle Menschen die Rechtfertigung und das Leben. Wie nämlich durch den Ungehorsam des einen Menschen alle zu Sündern geworden sind, so werden durch den Gehorsam des einen alle zu Gerechten gemacht.“ (Röm. 5, 18 19). „Denn alle haben gesündigt und sind der Herrlichkeit Gottes verlustig geworden. Sie werden aber gerechtfertigt ohne Verdienst durch seine Gnade, auf Grund der Erlösung durch Christus Jesus. Ihn hat Gott durch den Glauben als blutiges Veröhnungsoffer hingestellt“ (Röm. 23–25).

Christus also hat durch seinen Sühnetod den Bann gebrochen, der auf uns lastete und uns von Gott verbannte, und die Scheidewand gebrochen, die zwischen uns und Gott lag. Damit ist der Weg zur Gottesnähe wieder gebahnt. „Da wir nun durch den Glauben gerechtfertigt sind, haben wir Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesus Christus. Durch ihn haben wir kraft des Glaubens den Zutritt zu dem Gnadenstande erlangt, in dem wir leben, und rühmen uns der Hoffnung auf die Herrlichkeit (der Kinder) Gottes“. (Röm. 5, 1 2). „Dieser Geist bestätigt es unserm Geiste, daß wir Kinder Gottes sind. Sind wir aber Kinder, so sind wir auch Erben: Erben Gottes und Miterben Christi. Nur müssen wir mit ihm leiden, um mit ihm auch verherrlicht zu werden“ (Röm. 8, 16 17).

Für die Menschheit als Ganzes ist durch Christus der Weg zu Gott wieder frei geworden. Daraus folgt aber noch nicht, daß damit schon für jeden Einzelnen die Gottesferne aufgehoben ward: „Nun durch den Sündenfall des einen, um des einen willen der Tod zur Herrschaft, so werden noch viel mehr jene, welche die überströmende Gnade und Gabe der Rechtfertigung empfangen, durch den einen Jesus Christus im Leben herrschen“ (Röm. 5, 17).

Also nur die werden im Leben herrschen, das heißt das Leben in Gott und zu Gott erhalten, „welche die überströmende Gnade und Gabe der Rechtfertigung empfangen“ (5, 17).

Damit die Sünde von Adam auf andere überströmte, mußten diese mit Adam, als ihrem Haupt und Stammvater, verbunden sein; damit die Gnade von Christus überströmen kann, muß also auch mit ihm eine Verbindung hergestellt werden. Das geschieht durch Beugung unter ihn im Glauben. „Aber nicht bloß um seinetwillen steht geschrieben: „Es wurde ihm (als Rechtfertigung) angerechnet“, sondern auch um unsertwillen; denn auch uns soll es angerechnet werden, wenn wir an den glauben, der unsern Herrn Jesus (Christus) von den Toten auferweckt hat“ (Röm. 4, 23 24). Doch ist dieser Glaube nicht bloßes Fürwahrhalten der Glaubenssäge Christi, noch ein einfaches Vertrauen auf seine Verdienste, sondern die mit beiden verbundene Hingabe des

ganzen Menschen im Geiste Christi an Christus: „Wer den Geist Christi nicht hat, gehört ihm nicht an“ (Röm. 8, 9).

Wo die Hingabe vorhanden ist, da tritt der Mensch mit Christus in Verband, da wird er Glied seines mystischen Leibes, da erfährt er Entsündigung, innere und äußere Begnadigung, Annahme an Kindesstatt, Wiederaufnahme aus der Gottesferne in die Gottesnähe und Gottesfreundschaft. Vermittelt wird diese durch das Organ Christi, seine Kirche.

Diese neuerlangte Gottesverbindung bleibt aber zunächst nur eine gegenständliche, eine in der Umwandlung des Wesens bestehende. Langsam nur wird sie eine sich auch im Gefühl und inneren Erleben anzeigende.

Doch offenbart sie sich dem Gerechtfertigten, wenn auch nicht mit unfehlbarer, so doch mit trostvoller Sicherheit in dem Freigefühl von aller Schuld, dem Friedensbewußtsein mit Gott, der innern Zusicherung, Gott zum Vater zu haben. „Dieser Geist bestätigt es unserm Geiste, daß wir Kinder Gottes sind“ (Röm. 8, 16).

Sodann wird jeder treu mitwirkende Gerechtfertigte oft genug Einwirkungen Gottes in seiner Seele verspüren, Tröstungen, Beruhigungen, Liebesnähe Gottes, die ihm bezeugen, daß die schauerliche Gottesferne von ihm gewichen ist und der über seinem Haupte schwebende Zorn zartem Wohlwollen Platz gemacht hat, Erfahrungen, die sich in ihrem höchsten Ausmaß bis zum sinnentrückten Ruhen in Gott steigern können und den mit ihnen Beschenkten schon fast wähnen lassen, den ewigen Besitz Gottes erlangt zu haben.

III.

Doch leider muß auch der Gerechtfertigte die Erfahrung machen, daß alle solche Feiertunden nur vorübergehend, daß sie noch nicht zum ewigen Besitz geworden sind. Aus seiner Laborseligkeit erwacht, gewahrt er, daß er noch immer im Tränental der Fremde weilt. Wohl weiß er sich mit Gott als Freund verbunden, wohl rühmt er sich der Hoffnung auf Gottes ewigen Besitz, aber ach, es ist bislang Hoffnung nur und noch nicht Erfüllung.

Wenn auch nicht die Gottesferne des Zornes, so hält ihn doch die Gottesferne der noch nicht erfolgten Besignahme Gottes in schmerzlichen Banden gefangen. „Wir wissen ja, wenn unsere irdische Zeltwohnung abgebrochen wird, erhalten wir ein von Gott gebautes Haus, ein ewiges Haus im Himmel, das nicht von Menschenhand erbaut ist. In der jetzigen Zeltwohnung seufzen wir voll Verlangen, mit unserm Himmelshaus überkleidet zu werden. Sind wir damit bekleidet, so werden wir nicht nackt erfunden werden. Solange wir uns also in dieser Zeltwohnung befinden, seufzen wir und fühlen uns beschwert; wir möchten eben nicht entkleidet, sondern überkleidet werden, damit das Sterbliche in Leben aufgehe. Dazu hat uns Gott bestimmt, der uns den Geist als Unterpfand verliehen hat. Darum sind wir immerdar frohgemut im Bewußtsein, daß wir fern vom Herrn sind, solange wir im Leibe weilen. — Wir wandeln ja noch im Glauben, nicht im Schauen. — Dabei sind wir frohgemut, möchten allerdings lieber aus dem Leibe auswandern und daheim beim Herrn sein“ (2 Kor. 5, 1—8).

Das „beim Herrn sein“, aus der sterblichen Hülle, dem Schmetterlinge gleich, sich herauswinden, sich herausheben aus der Engheit, Dumpsheit, Un-

gerechtigkeit, Unwahrhaftigkeit, Unsauberkeit, Beschränktheit aller geschöpflichen Welt; Gott, die ewige Wahrheit, Schönheit, Heiligkeit, Güte, Liebe und Unwandelbarkeit schauen von Angesicht zu Angesicht, ihn besigen, sich weiden an seiner Größe, trinken aus seinem Brunnen, ruhen an seiner Vaterbrust, weilen unter seinem schützenden Dach — das ist es, was der Gerechtfertigte heißhungrig begehrt, was ihm aber noch immer verwehrt bleibt, solange die sterbliche Hülle ihn umschließt.

Nur diese Gottesnähe wäre imstande, ihn ganz zu erfüllen und zu befriedigen, all sein Fragen und Suchen rastlos zur Ruhe zu bringen.

Nun aber liegt dies noch in weiter Zukunft. „Wir wissen, daß wir fern vom Herrn sind, solange wir im Leibe weilen“ (2 Kor. 5, 6).

Dieses „fern vom Herrn“ bedeutet kein örtliches Fernsein von Gott, „der ja nicht fern ist von einem jeden von uns. Denn in ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir“ (Apg. 17, 27). Gott, der Allgeist, das Allleben umflutet uns, wie die Luft die Pflanze, das Meer die in ihm schwebenden Korallen, das Licht die Hütten.

Doch noch nicht dringt er in uns, unsre Seelenkräfte, Geist und Willen, so ein, wie es unserm Endzustand entspricht: „Wir wandeln ja noch im Glauben, nicht im Schauen“ (2 Kor. 5, 7).

Zwischen unsre Seele und Gott drängt sich noch immer die Scheidewand der Leibes- und Sinnenwelt. So schauen wir Gott nicht, obschon er stets um uns ist; wir glauben, daß er ist. Wenngleich durchaus sicheres Wissen um Gott, ist dieses Glauben doch nur dunkles Erfassen Gottes, mehr eine Schilderung seiner unabsehbaren Größe und Vollkommenheit denn ein innerstes Anschauen. Es ist gleichsam ein nächtliches Lauschen an seinen verschlossenen Toren: ein Auffangen seines Widerscheins, der spärlich durch die Ritzen nach außen dringt; der Töne seines Jubels, die in unsre Nacht hineinhalten.

Öffneten sich die Pforten, sähen wir Gott von Angesicht in seiner Pracht, sofort flöge unsre Seele ihm zu, und, von seinem Lichte, seiner Schönheit, Liebe, Güte erfüllt, feierte sie rastlos glückliche Hochzeit.

Solange wir aber im Leibe weilen, pochen wir vergebens an. Die Tore bleiben noch verschlossen. Kunde von Gott bringt uns aus dem Innern sein Votum, der Glaube. Erfreulich ist seine Botschaft; heißes Verlangen weckt sie, zugleich aber auch, da dem Verlangen noch die vollkommene Erfüllung fehlt, tiefes Weh. Wieder lastet auf uns die Gottesferne, die um so schmerzlicher wirkt, je höher unsre Schätzung Gottes einerseits und die Erkenntnis unsres Pilgerelends in ungastlicher Fremde anderseits ward.

Steigerung erfährt sie noch durch unsre Fehlerhaftigkeit. Wir möchten Gott besigen, möchten uns seiner würdig gestalten, aber ach, da drängt sich zwischen uns und ihn die Sünde und Untreue, und wachsen fühlen wir die Ferne. All unser Streben reicht doch noch nicht an Gott heran; unermüdlich uns zu Gott erhebend, sehen wir uns ebensooft wieder zurückgeschlagen.

Ja, oft ist es, als stoße Gott selber uns von seinen Mauern in den Abgrund herab; so sehr hüllt er sich in Dunkel, scheinbare Taubheit und Ungnade. Wir rufen, und er hört nicht; wir suchen, und er läßt sich nicht finden; wir breiten die Arme nach ihm aus, und er scheint um so weiter von uns zu fliehen. Da will es uns fast scheinen, als wären wir in Höllennacht verstoßen.

Schmerzliches Ringen um Gott! Wem bliebe es ganz erspart? „Solange wir uns also in dieser Zeltwohnung befinden, seufzen wir und fühlen wir uns beschwert; wir möchten eben nicht entkleidet, sondern überkleidet werden, damit das Sterbliche im Leben aufgehe“ (2 Kor. 5, 4).

Und doch bedeutet solche Gottesferne gegen die des Unerlösten ein Paradies; denn diesem bedeutet sie, solange er in der Sünde bleibt, vollkommene Trennung von Gott und ewig währenden Tod. Den Erlösten dagegen knüpft bereits ein sicheres Band an Gott, und der ewige Besitz Gottes ist ihm, bleibt er treu, gewiß. „Dazu hat uns Gott bestimmt, der uns den Geist als Unterpfand verliehen hat“ (2 Kor. 5, 5).

Besitzt er auch noch nicht endgültig Gott, so befindet er sich doch auf dem Wege zu Gott. Gleicht die Gottesferne der Unerlösten der Abenddämmerung vor eintretender völliger Nacht, dann die der Erlösten der von Lichtstrahlen schon durchbrochenen Morgendämmerung, auf die der Tag folgt. Darum hebt er froh das Haupt: „Im Besitze einer solchen Hoffnung, treten wir mit großem Freimuth auf“ (2 Kor. 3, 12). „Wir wissen ja, wenn unsre irdische Zeltwohnung abgebrochen wird, erhalten wir ein von Gott gebautes Haus, ein ewiges Haus im Himmel“ (2 Kor. 5, 1). Weilt Gott auch noch fern, rückt er doch täglich näher.

Aufgabe bleibt es, sich zum Gottesbesitz bereiten: „Deshalb sind wir auch eifrig bemüht, ihm wohlzugefallen, mögen wir uns im Leibe befinden oder ihn verlassen haben. Denn wir müssen alle vor dem Richterstuhle Christi erscheinen. Da soll jeder den Lohn empfangen für das, was er im irdischen Leben Gutes oder Böses getan hat“ (2 Kor. 5, 9 10). Dem Ringen in der Ferne paßt sich die Freude im Besitz an: „Darum verzagen wir nicht! Denn wenn auch unser äußerer Mensch zu Grunde geht, so wird der innere Tag für Tag neu. Denn die augenblickliche, leichte Bedrängnis verschafft uns eine überschwengliche, ewige, alles aufwiegende Herrlichkeit. Nur müssen wir unsern Blick nicht auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare richten; denn das Sichtbare währet nur kurze Zeit, das Unsichtbare dagegen ewig“ (2 Kor. 4, 16—18). „Im Glauben wandeln wir, nicht im Schauen“ (2 Kor. 5, 8). „Noch schauen wir im Spiegel unklar, dann aber von Angesicht zu Angesicht; noch erkenne ich stückweise, dann aber werde ich ganz erkennen, wie auch ich ganz erkannt bin. Für jetzt bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; die größte unter ihnen aber ist die Liebe. Trachtet nach der Liebe!“ (1 Kor. 13, 12 13).

Sie ist es, die Gott herbeizieht und die Ferne in heimatlichen Besitz verwandelt.

Otto Cohausz S. J.